

Benjamin Larus

# Dienstverhältnis



Teil 1

# Impressum

„Dienstverhältnis – Teil 1“ von Benjamin Larus  
herausgegeben von: Club der Sinne®, Eichenallee 26m, 16767 Leegebruch,  
Februar 2016  
zitiert: Larus, Benjamin: Dienstverhältnis – Teil 1, 1. Auflage

© 2016

Club der Sinne®

Inh. Katrin Graßmann

Eichenallee 26m

16767 Leegebruch

[www.Club-der-Sinne.de](http://www.Club-der-Sinne.de)

[kontakt@club-der-sinne.de](mailto:kontakt@club-der-sinne.de)

Stand: 01. Februar 2016

Gestaltung und Satz: Club der Sinne®, 16767 Leegebruch

Coverfoto: © Photographee.eu/Shutterstock.com;

Covergestaltung: Club der Sinne®

ISBN 978-3-95604-648-3

**Das vorliegende eBook ist urheberrechtlich geschützt.**

Weitere eBooks des Autors finden Sie hier:

[http://www.club-der-sinne.de/index.php?manufacturers\\_id=57](http://www.club-der-sinne.de/index.php?manufacturers_id=57)

Weitere erotische Literatur zum Sofortdownload finden Sie unter

[www.Club-der-Sinne.de](http://www.Club-der-Sinne.de) oder [www.Dirty-Talk-Stories.com](http://www.Dirty-Talk-Stories.com)

Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden und volljährig.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.  
Erfundene Personen können darauf verzichten, aber im realen Leben gilt:  
Safer Sex!

**Benjamin Larus**

# **Dienstverhältnis**

**Teil 1**

# Inhaltsverzeichnis

1. Innendienst.....	6
2. Außendienst .....	139
Weitere eBooks von Benjamin Larus finden Sie hier: .....	218
Weitere erotische Literatur zum Sofortdownload finden Sie unter.....	223

# 1. Innendienst

Ich stehe sicher nicht im Ruf eines Menschen, der die Angewohnheit hat, Tatsachen zu bejammern, die nun einmal nicht zu ändern sind, im Gegenteil: Eher wurde mir schon aus verschiedenen Ecken vorgeworfen, ich sei über Gebühr schicksalsergeben und allzu schnell zufrieden zu stellen. Aber selbst ich erschrecke manchmal regelrecht, wenn ich mir klarmache, einen welch gewaltigen Teil unseres Daseins wir darauf verwenden müssen, uns dieses Leben zu finanzieren, sprich, unser täglich Brot zu verdienen.

Allein die nackten Zahlen: Wenn wir einmal anheimstellen, dass wir fast ein Drittel des Lebens mit Schlafen verplempern, ein weiterer, nicht geringer Brocken für die alltäglichen Bedürfnisse und Verrichtungen wie Essen, Einkaufen et cetera draufgeht, und wenn wir schließlich nachrechnen, wie viel Zeit wir aufs Geldverdienen verwenden (und dazu muss man außer der bloßen Arbeitszeit ja noch einiges dazurechnen: den Weg, etwaige Vorbereitungen, den Ärger, der viele nach Dienstschluss noch verfolgt und beeinträchtigt) – ist es dann nicht erschütternd, wie wenig uns bleibt für die schönen Dinge des Lebens? Natürlich könnte manch einer jetzt einwenden, dass für ihn der Beruf wesentlich mehr sei als bloßes Geldverdienen und dass viele *schöne Dinge* durchaus in dieser Zeit inbegriffen sein könnten. Mag sein, es gibt ja wohl etliche Leute, die für ihren Job leben und in ihm aufgehen, aber ich gehöre mit Sicherheit nicht dazu. Das heißt nicht, dass ich mich über diese Menschen mokieren möchte, im Gegenteil: Ich beneide sie und bin immer beeindruckt, wenn mir jemand mit leuchtenden Augen von seiner täglichen Arbeit berichtet, sei dies die eines Tänzers, eines Flugkapitäns, eines Bankers oder einer Putzfrau.

Ich selbst aber habe mich wohl an anderer Stelle schon einmal darüber ausgelassen, dass ich trotz vieler Interessen und einer durchaus vorhandenen Begeisterungsfähigkeit in dieser Hinsicht niemals einen besonderen Ehrgeiz entwickelt habe. Ich könnte mich jetzt mit der zweifellos vorhandenen (mit entsprechendem Engagement jedoch sicher zu meisternden) wirtschaftlichen Notwendigkeit herausreden; aber wenn ich ehrlich bin, dann stand für mich

irgendwie immer fest, dass ich so oder so einfach ganz schnell mein eigenes Geld verdienen wollte, um ein Leben nach meinen Vorstellungen genießen zu können. Was ich unter diesen Genüssen verstehe, das dürften zumindest diejenigen mitbekommen haben, die meine bisherigen Erzählungen gelesen haben – und dafür, so zumindest meine damaligen Überlegungen, braucht es eigentlich nur so viel Geld, dass es zu einem bescheidenen, aber eigenen und von anderen unabhängigen Haushalt reicht. Klingt ziemlich naiv, ich weiß, und natürlich ist alles auch ein wenig komplizierter, als es scheint. Aber ich glaube, ich sollte gar nicht erst anfangen, mich hier ausführlicher darüber auszulassen.

Tatsache ist, dass ich nicht lange überlegt habe, als sich mir die Gelegenheit zu einer kurzen Ausbildung mit zumindest sehr wahrscheinlicher anschließender Übernahme in einer Immobilienfirma bot, deren Name mir wie fast allen Bewohnern unserer Kleinstadt ein Begriff war, weil ich von klein auf fast täglich an deren Sitz vorbeiging. Während meine Eltern verständlicherweise eher erleichtert schienen, dass ihr ohnehin ungeplantes Nesthäkchen weder ein langwieriges Studium anstrebte, noch ihnen auf andere Weise weiter auf der Tasche liegen würde, musste ich mir von einigen Leuten, die mich aufgrund welcher Begabungen auch immer zu Höherem berufen sahen, doch einige Vorhaltungen anhören. Aber ich kann bei grundsätzlichen Entscheidungen bisweilen recht stur sein, und so gaben sowohl meine Schwester, meine damalige Freundin als auch mein bester Kumpel aus Schultagen ihren Widerstand recht bald auf.

Kurzum, nach dem Bund absolvierte ich die vorgesehenen Stationen wie geplant. Wirkliche Hindernisse gab es keine, und zu der Zeit meiner vorangegangenen Erzählungen hatte sich alles längst auf einem recht bequemen Status Quo eingependelt, der manch einem natürlich ziemlich langweilig erscheinen mag: Ohne großen Ehrgeiz saß ich an meinem Schreibtisch, tat zuverlässig meine Arbeit und bekam jeden Monat mein wirklich nicht üppiges Gehalt, dieses aber regelmäßig und ohne, dass ich mir große Sorgen machen musste.

Mit meinen Kollegen, besser gesagt, Kolleginnen, kam ich so weit gut klar. Es gab da zwar niemanden, mit dem ich privat hätte befreundet sein

wollen, aber mit der Zeit hatte ich ein System entwickelt, nach welchem ich von mir selbst so wenig Privates wie möglich preisgab, dabei aber trotzdem voll integriert schien in den fast ausschließlich weiblichen Kreis der Büroangestellten. Sicher half mir dabei die Tatsache, dass ich als Hahn im Korb, der obendrein das Durchschnittsalter mächtig nach unten drückte, einen gewissen Sonderstatus genoss. Ohne meine Rolle des scheinbar etwas unbedarften Sonnyboys und Frauenverstehers jetzt näher beschreiben zu wollen, darf ich wohl sagen, dass ich mich bei meinen teilweise etwas anstrengenden Mitarbeiterinnen einer kaum verhohlenen Beliebtheit erfreute. Und diese wuchs eher noch, je erfolgloser deren Versuche verliefen, mir intimere Informationen über mein Privatleben zu entlocken. Diese konterte ich zumeist mit Humor, womit ich schon immer ganz gut gefahren bin.

Wer bis hierhin gelesen hat, wird anerkennen müssen, dass ich von Anfang an bemüht war, Berufliches und Privates zu trennen. Sowohl vom Verstand als auch vom Gefühl her schien mir dieses Bestreben sinnvoll. Abgesehen von dem Ärger, den ein Zuwiderhandeln mit sich bringen kann, erleichtert einem das radikale Umlegen des Schalters bei Dienstschluss einen umso entspannteren Genuss der Freizeit.

Tja, so weit die graue Theorie. Dass gerade ich dann so eklatant gegen diese meine eigenen Vorsätze verstoßen habe, ist gewiss einer sich über Monate hinziehenden Entwicklung, aber sehr wohl auch einzelnen Situationen geschuldet, die genauso gut ganz anders hätten ausgehen können – und wer weiß, wie Benjamins kleine Welt dann heute aussähe?

Ich will keine ohnehin nutzlosen Gedankenspielchen veranstalten, welchen Verlauf die ganze Geschichte bei einem anderen Verhalten meinerseits genommen hätte, mich schon gar nicht in selbstkritischen Fragen verlieren, ob ich mit dem tatsächlichen unzufrieden sein, diesen gar bereuen soll. Mag sich jeder im Folgenden selbst seine Gedanken dazu machen, ob man dieses Kapitel eher überschreiben sollte mit *Benjamins beruflicher Aufstieg* oder *Benjamins moralischer Abstieg*!

Mit dieser soeben geschilderten, zugegebenermaßen etwas fatalistischen



Einstellung zum Beruf, man ahnt es schon, bin ich nicht gerade das, was man einen interessierten und engagierten Arbeitnehmer nennt. Die Firma war für mich stets einfach nur *die Firma*. Solange diese brav für meine Arbeit bezahlte, vermochte mich nicht wirklich zu interessieren, was sich in deren Führungsebene abspielte, selbst dann nicht, als letztes Jahr die tägliche Gerüchteküche selbst für die Verhältnisse meiner tratschsüchtigen Kolleginnen ungewöhnlich heftig zu kochen begann und sich größere Umwälzungen abzeichneten.

Größere Umwälzungen, was konnten das schon für welche sein im Vergleich mit den epochalen Veränderungen in meinem Privatleben, die zeitlich ziemlich genau mit diesen zusammenfielen und über die ich in meinen früheren Geschichten ja wohl ausführlich berichtet habe! Rote Zahlen? Verkauf? Umbenennung? *Geschlucktwerden* von einem großen Konzern mit niederländischer Beteiligung? Alles Schlagworte, die erfahreneren Kolleginnen das blanke Entsetzen in die besorgten Gesichter zu treiben vermochten, mich als jungen, frisch verliebten Springinsfeld jedoch erschreckend kalt ließen.

An der Tatsache, dass sich tatsächlich einige Dinge ganz entscheidend veränderten, konnte ich erst dann nicht mehr vorbei, als uns im Herbst plötzlich eine neue Chefin vor die Nase gesetzt wurde und diese unseren schönen, ruhigen Betrieb (der wahrscheinlich wirklich im Lauf der Jahre etwas den Anschluss verloren hatte) gründlich auf den Kopf stellte.

Der Ruf war ihr vorausgeeilt: Laut den wie immer bestens informierten Quellen ganz bestimmter *Ich-habe-gehört*-Kolleginnen handelte es sich bei Frau Vollendorf, so der Name dieser Person, um eine jener knallharten Business-Frauen, die bei der Erfüllung ihrer Vorgabe, ein vermeintlich verlottertes Unternehmen gründlich auf Vordermann zu bringen, über Leichen gingen. Die seinerzeit mit Händen zu greifende Stimmung von Angst und Verunsicherung in unserem bis dahin so gemütlich dahinwurstelnden Betrieb wird mir bestimmt ewig im Gedächtnis bleiben.

Um es gleich vorwegzunehmen: Kein Einziger von uns hat seit Frau Vollendorfs Auftauchen seinen Job verloren, nicht einmal ihr Vorgänger,

denn der ging offiziell in den vorzeitigen Ruhestand. Andere haben von sich aus gekündigt, aber die Zahl der Stellen wurde nicht reduziert. Gleichwohl verursachte sie tüchtigen Wirbel. Die teils sehr unbequemen Veränderungen machten sich durchaus auch im scheinbar nicht so leicht aus dem Gleis zu bringenden Alltagsgeschäft unserer niederen Abteilung bemerkbar, zumal sie allesamt fast gleichzeitig über uns hereinbrachen.

Kaum ein Tag verging, da nicht eine neue Dienstanweisung herauskam: Mal ein generelles Verbot privater Mobilfunk- und Internetnutzung, mal ging es um die Garderobe, mal wurde nur über eine Änderung in den Zeichnungsbefugnissen gewisser Vorgesetzter informiert. Obwohl ein jeder diese Anweisungen natürlich per elektronischem Rundschreiben erhielt und somit eigentlich in Ruhe auf seinem Schirm studieren konnte, wurde es in jener Zeit zum gewohnten Bild, dass sich die Kolleginnen bei meinem Eintreffen bereits vor dem Aushangkasten im Flur versammelt hatten, um fassungslos die Köpfe zu schütteln. Gemeinsam regt es sich eben schöner auf, und vielleicht wollte man auch jene eigenhändige, blitzartig gezackte Unterschrift mit eigenen Augen sehen, die natürlich nur auf der Papierfassung prangte und womöglich irgendwie eine bequemere Orientierung bot, um seinen persönlichen Hass auf die Verursacherin des Ganzen zu konzentrieren.

Auch ohne die permanente Empörung meiner dienstälteren Kolleginnen wären viele dieser Veränderungen kaum an mir vorübergegangen. Natürlich bedeutete es eine lästige Umstellung, das Handy bei Dienstbeginn zumindest bis zur Pause ausschalten zu müssen und nicht einfach mal eine SMS schreiben zu können, wenn mir danach war. Allerdings musste ich bald einräumen, dass dies der Konzentration auf meine Arbeit durchaus gut bekam. Empfindlicher machte sich dagegen schlichtweg der finanzielle Aufwand bemerkbar, den ich tätigen musste, um nicht permanent zwischen einem grauen und einem braunen Anzug hin und her zu wechseln, denn mit der bis dahin eher legeren Kleiderordnung – soweit von einer solchen überhaupt die Rede gewesen sein konnte – war es auch in den oberen, normalerweise von Kunden nicht einsehbaren Etagen nun endgültig vorbei.

Und schließlich beobachtete ich auch an mir eine gewisse Unruhe, wenn ich einmal in Gefahr geriet, zu spät zu kommen. Man sah die Vollendorf – längst hatte sie bei den Kollegen den Spitznamen „Voll-doof“ weg – regelmäßig am Fenster ihres Büros im dritten Stock stehen und gestrengen Blicks auf die morgens eintreffende Belegschaft herunterschauen. Trotzdem schien mein Tätigkeitsfeld an sich, meine bescheidene, mit bloßer Büroarbeit betraute Funktion innerhalb der Firma vorerst nicht von den Umwälzungen betroffen.

An anderer Stelle hatte es sogleich gekracht: Die zwar stets zuverlässige, aber bekanntermaßen zart besaitete und womöglich auch etwas unflexible Sekretärin unseres alten Chefs hatte sich den neuen Herausforderungen nicht gewachsen gezeigt. Keine zwei Wochen nach Frau Vollendorfs Ankunft war sie einem Nervenzusammenbruch nahe. Sie meldete sich krank, und als sie schließlich zurückkehrte, nahm sie wortlos an ihrem neuen Arbeitsplatz irgendwo in einem abgeschiedenen Büro im zweiten Stock Platz, wo sie seither mit eisiger Miene Korrespondenz abarbeitet. Ihre alte Position hatte die neue Chefin natürlich längst besetzt. Wir hatten damit gerechnet, dass sie eine frische Kraft von außen holen würde, zu unserer Überraschung jedoch fiel ihre Wahl auf eine langjährige Mitarbeiterin aus meiner Abteilung. Womöglich wollte sie sich, uns und der Konzernspitze beweisen, dass man auch mit dem vorhandenen Material bei optimaler Führung und durchdachter Aufgabenverteilung beste Ergebnisse erzielen konnte, jedenfalls machte sie meiner Ansicht nach hier ihren ersten großen Fehler. Nadine nämlich – so der Name der Auserwählten, die sich selbstverständlich geschmeichelt fühlte, nach etlichen mehr oder weniger unauffälligen Arbeitsjahren nun doch noch einmal aufzusteigen – Nadine also war für ihre flinke, zuverlässige Arbeitsweise wie für ihr robustes Nervenkostüm bekannt. Eines jedoch hatte man der Vollendorf offenbar nicht gesagt: Es handelte sich bei ihr gleichzeitig auch um das größte Tratschmaul der Firma, und das will bei uns etwas heißen!

In der Praxis machte sich das schon bald dahingehend bemerkbar, dass wir die Aushänge gar nicht mehr lesen mussten, weil es dank Nadine stets wie ein Lauffeuer durch den Betrieb ging, welche Gemeinheiten sich die Chefin als Neuestes ausgedacht hatte. In den besonders zu Anfang

zahlreichen Besprechungen auf Leitungsebene war Nadine fast immer dabei, sei es, um ein Protokoll zu verfassen, das wir dann quasi in mündlicher, dramatisierter Fassung sogleich übermittelt bekamen, sei es nur, um Kaffee zu servieren. Jedenfalls begab es sich bei einer jener kaffeetassenbewehrt-tuschelnden inoffiziellen Informationsveranstaltungen zwischen Büro und Flur, dass ich zum ersten Mal Kenntnis davon erhielt, dass die Chefin auch mich selbst als Individuum wahrgenommen hatte; und wie ich in ihr Konzept passte, das da hieß: Jeder Mitarbeiter muss entsprechend seinen Anlagen und Fähigkeiten optimal zum Wohle der Firma eingesetzt werden, flexibel und gegebenenfalls auch entgegen irgendwann verfassten Stellenbeschreibungen oder eingefahrenen Gewohnheiten.

Konkret war es in einer Diskussion auf Führungsebene wohl darum gegangen, wie die Außenwirkung unserer Firma über Werbung und Präsentation hinaus verbessert werden könnte. Den öffentlich zugänglichen Bereich im Erdgeschoss hatte man ohnehin längst aufwändig umgestalten lassen, die Öffnungszeiten verlängert. Aber noch immer war die Chefin unzufrieden, wenn sie sich in die Lage eines Kunden versetzte, der mit einem Anliegen oder gar Problem unsere Geschäftsräume betrat. Wie sie es auch immer angestellt hatte (von manchen Kollegen wurde sie ja hartnäckig der unerlaubten Videoüberwachung verdächtig), Frau Vollendorf musste wohl Zeuge geworden sein, wie ein in der Tat nicht gerade für seinen Charme bekanntes Gespann aus zwei zudem eher unansehnlichen Kolleginnen einen heiklen Kunden abgefertigt hatte, und darüber hatte sie sich mit wenig zimperlichen Worten aufgeregt. Über die Absicht hinaus, alle in diesem Bereich beschäftigten Kolleginnen zu einem entsprechenden Seminar zu verdonnern, bekundete sie ihr Unverständnis, wie man ausgerechnet diese beiden hatte auswählen können, um einem potentiellen Geschäftspartner den ersten Eindruck von unserem Unternehmen zu vermitteln.

„Wenn ich hier reinkomme, möchte ich etwas anderes sehen als zwei verschlafene, übellaunige Weiber mit kaputten Frisuren, die sich dann mal herablassen, mir ihre kostbare Zeit zu widmen!“, soll sie angeblich gewettert haben. „Da gibt's doch viel angenehmere Erscheinungen in den Reihen unserer Mitarbeiter. Der blonde Sonnyboy im ersten Stock zum Beispiel – so

was sollte man nicht hinter einem Computer verstecken, so was gehört ins Schaufenster!“

Als Nadine derart lebhaft Bericht erstattete, kapierte ich nicht gleich, dass eigentlich nur ich damit gemeint sein konnte, aber es kam noch schlimmer. Der Personalchef hatte wohl auch erst mal nachfragen müssen, von wem die Rede sei, und daraufhin soll die Vollendorf gesagt haben:

„Na, wie heißt noch dieser kleine Schwuli?“

Mir wurde heiß und kalt. Ich spürte die lauernd-belustigten und sensationshungrigen Blicke der Umstehenden auf meinem glühenden Gesicht. Mein Privatleben war ja, wie schon gesagt, ein so wohlgehütetes wie gleichzeitig ständig thematisiertes Tabu. Meine Kolleginnen hatten ganz schön daran zu knabbern, tauschten sich hinter meinem Rücken gewiss ausgiebig darüber aus und hatten nur allzu oft versucht, mir irgendwelche Details zu entlocken. Die Frage meiner sexuellen Orientierung blieb dabei, wie ich hier und da aufgeschnappt hatte, durchaus nicht ausgespart, aber da schieden sich die Geister.

Möglich, dass ich mitunter etwas *soft* rüberkomme, dass ich für einen richtigen Kerl zu gut angezogen bin und bei gewissen Frauenthemen allzu fachkundig mitzureden vermag. Aber in den letzten Jahren hat sich das Männerbild ja allgemein etwas gewandelt, und man gilt nicht gleich als schwul, wenn man sich nicht am Wochenende mit der Bierflasche in der Hand die Sportschau reinzieht oder irgendwo in einer Garage an einem alten Motorrad herumschraubt. Zudem ist unsere Stadt so klein und provinziell, dass immer jemand irgendjemanden kennt, der wiederum jemanden kennt, und der hat erzählt ... kurzum, dass man mich schon zu Schulzeiten immer wieder mal mit ziemlich attraktiven Mädchen im Arm gesehen hatte, gehörte in den interessierten Kreisen der Firma wohl zum Allgemeinwissen. Für etwas abseits der gängigen Klischees liegende Erklärungen reichte bei meinen Kolleginnen offenbar die Fantasie nicht aus, und so blieb es beim großen Rätselraten. Frau Vollendorfs Bemerkung bot jetzt natürlich eine Steilvorlage, um mir in dieser Hinsicht eine klärende Bemerkung zu entlocken, und ich weiß gar nicht mehr, wer es war, die ins allgemeine Gegluckse hinein fragte:

„Kleiner Schwuli, ist ja krass! Was sagst du dazu, Ben?“

Ich schluckte schwer, setzte eine empörte Miene auf, bevor ich klar und deutlich antwortete:

„Was ich dazu sage? Dass man mit einem Meter dreiundachtzig ganz bestimmt nicht klein ist!“

In einer theatralischen Drehung kehrte ich der kichernden Runde den Rücken und begab mich an meinen Platz zurück.

Durch diesen Abgang bekam ich allerdings nicht mehr mit, ob in der Besprechung irgendetwas in Bezug auf meine Person beschlossen worden war. In der nächsten Zeit zumindest sah es nicht danach aus. Dann aber kam es einige Male dazu, dass man mich nach unten in den Kundenbereich beorderte – ohne große, offizielle Ankündigung, anfangs wohl nur als Vertretung für eine der beiden in Ungnade gefallenen Grazien, die, wie angedroht, tatsächlich auf eine Schulung geschickt worden waren. Kein ungewöhnlicher Vorgang an sich, nur hatte man mich als einen der Jüngsten und Unerfahrensten bislang wirklich nur im absoluten Notfall für diese Aufgabe herangezogen. Dabei weiß ich eigentlich gar nicht, warum. Die Aufgaben in diesem Bereich schienen mir nicht mehr Fachwissen zu erfordern als jene in den Büroetagen, allenfalls musste ich mich etwas eingehender mit den Objekten befassen, die wir im Schaufenster oder in unseren Veröffentlichungen anboten und zu denen mitunter doch sehr detaillierte Fragen kamen. Vor allem aber waren hier eben Umgangsformen, soziale Kompetenz und menschliches Gespür gefragt – und das ist, ohne mich selbst beweihräuchern zu wollen, eigentlich ganz mein Metier.

Ziemlich am Anfang tappte ich zwar erst einmal in einen gewaltigen Fettnapf, indem ich einen wichtigen Kunden, von welchem ich die Kolleginnen stets nur als *dem Fennek* hatte reden hören, zu einem wichtigen Termin unbekümmert mit einem freundlichen „Guten Tag, Herr Fennek!“ begrüßte – was ihm selbst einen verwirrten Gesichtsausdruck, meinen anwesenden Kolleginnen einen nur schlecht unterdrückten, kollektiven Lachanfall und der ganzen Firma auf Jahre hinaus eine jener Geschichten

beschert hatte, deren man sich in heiterer Runde stets gerne erinnert.

„Bist du verrückt, der *heißt* doch nicht Fennek!“, zischte Barbara mir halb erstickt zu, und ich sehe noch heute vor mir, wie sie mit grotesk verzerrtem Gesicht gegen ihre Lachtränen ankämpft.

Wie hatte ich auch wissen können, dass der Mann in Wirklichkeit Burgmüller hieß und ein Fennek nichts anderes ist als ein Wüstenfuchs mit grotesk überdimensionierten Ohren? Im Nachhinein war natürlich sonnenklar, wie man auf diesen Spitznamen gekommen war, man musste sich die Lauscher von dem Typen nur anschauen. Ich wäre am liebsten im Boden versunken und sah mich bereits wieder in die hinterste Besenkammer unseres Betriebs verbannt; aber entweder funktionierte Nadines Informationsservice in umgekehrter Richtung nicht so gut wie von mir befürchtet, oder die Chefin war durch die im Ergebnis letzten Endes erfreulichen Verhandlungen mit diesem problematischen Kunden so milde gestimmt, dass sie beschlossen hatte, gnädig über meinen Fauxpas hinwegzusehen und mir noch einmal eine Chance einzuräumen. Und die, Gott sei Dank, vermochte ich schon bald zu nutzen.

Eine weitere, gefürchtete Kundin aus dem Bereich Hausverwaltungen, gegen die *Herr Fennek* sich geradezu pflegeleicht ausnahm, schneite just an einem Freitagnachmittag kurz vor Toresschluss zu uns herein und hatte offenbar beschlossen, mal so richtig Dampf abzulassen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte da tatsächlich einer gehörig Mist gebaut, wenn auch niemand aus unserer Firma persönlich, aber wir trugen nun einmal die Verantwortung. Meine aus sicherer Entfernung und nicht ohne Sensationsgier lauschenden Kolleginnen gratulierten mir später geradezu ungläubig dazu, wie ich diesem Drachen die Zähne gezogen hatte, sodass er am Ende handzahn, gar mit einem Lächeln auf den Lippen zur Tür hinausschwebte, nicht ohne sich zuvor bei mir zu entschuldigen, dass mir noch zum Wochenende solche Ungelegenheiten bereitet worden waren.

Was hatte ich getan? Aus meiner Sicht eigentlich nichts Besonderes, und dass die Kolleginnen sich so über meine vermeintliche Schauspielkunst und Schlitzohrigkeit ereiferten, zeigte mir eher, dass sie kein wirkliches Gespür dafür hatten, was ein Kunde in solch einer Situation erwartet. Natürlich

sollen konkrete Probleme gelöst werden, das mal sowieso. Aber dazu kann man in diesem Augenblick nicht mehr tun als versprechen, dass man sich darum kümmert und dergleichen nicht mehr vorkommt. Darüber hinaus gilt: Der Ton macht die Musik. Ich kann mir schon denken, wie gewisse Kolleginnen dem zornigen Auftritt dieser Person begegnet wären: Ihren Blicken ausweichend hätten sie schulterzuckend vor allem jegliche persönliche Schuld für das Geschehene von sich gewiesen, unverkennbar nur darauf wartend, dass dieses lästige Gespräch endlich beendet sein würde. Dabei geht es dem Beschwerdeführenden in einer solchen Situation doch vor allem darum, dass er sich ernst genommen und bemitleidet fühlt.

Ich blickte Frau Spiegel, wie sie hieß, die ganze Zeit über aufmerksam ins Gesicht, schüttelte mal fassungslos den Kopf über das Ungemach, das ihr durch Versäumnisse unserer Vertragspartner widerfahren war, mal nickte ich verständnisvoll und signalisierte mein Mitgefühl durch hier und da eingestreute Bemerkungen wie „Das ist ja unerhört!“ oder „Meine Güte, das fehlt einem natürlich noch, wenn man nach einer anstrengenden Woche nach Hause kommt!“, bewegte mich womöglich gar in der Nähe geschäftsschädigenden Verhaltens, indem ich zugab: „Na, wenn die Dinge so laufen, braucht man natürlich für die Hausverwaltung niemanden zu beauftragen, da kann man es genauso gut selbst machen. Das verstehe ich natürlich, Frau Spiegel!“

Jedenfalls gab mir, wie erwähnt, das Ergebnis recht, und ich erfuhr so viel schulterklopfende Anerkennung wie noch nie, auch wenn ich mich etwas unverstanden fühlte. In den Augen meiner Kolleginnen war ich nun das raffinierte Schlitzohr, das mit seinem Charme ältere Damen um den Finger zu wickeln verstand – dabei war es doch gar keine Schauspielerei gewesen! Die Kundin, so unsympathisch sie auch daherkommen mochte, hatte tatsächlich mein Mitgefühl geweckt, und ich hatte nicht mehr getan, als ihr zuzuhören und mich in ihre Situation hineinzusetzen.

Wie dem auch sei, mein Talent, Geschick, oder wie auch immer man es nennen wollte, sprach sich bis in die höheren Etagen herum, und tatsächlich stand ich nun ziemlich oft im Erdgeschoss hinter dem Empfangstisch und schien voll und ganz für jeden Menschen da, der unsere Geschäftsräume



betrat. Die geschilderten Problemfälle waren natürlich nicht die Regel. Achtzig Prozent derer, die hereinkamen, hatten Fragen zu von uns im Schaufenster, im Internet oder in der Presse angebotenen Objekten oder kamen mit konkreten Suchanfragen. Gerade in letzterer Kategorie stieß meine Kompetenz natürlich bald an ihre Grenzen, aber wenn es konkret wurde, war es sowieso nur noch an mir, dafür zu sorgen, dass sich ein spezialisierter Mitarbeiter oder gar die Chefin selbst des Kunden annahm.

Jawohl, die Chefin selbst. Besonders bei unseren Renommierobjekten war Frau Vollendorf nämlich sehr darauf aus, die klassische Arbeit des Maklers noch regelmäßig selbst zu tun. Es war nicht ihre Art, Untergebenen gegenüber ihre Handlungsweise zu begründen, aber hätte sie es getan, wäre womöglich irgendein Blabla über ursprüngliches Berufsethos oder dergleichen gekommen: Sie wolle nicht *die Bodenhaftung verlieren*, es sei wichtig, das tägliche Geschäft noch selbst zu erfahren, nur so könne man eine Firma wie die unsere zum Erfolg führen, und so weiter und so weiter. Ich denke aber, es fiel ihr vor allem schwer, gerade die millionenschweren Geschäfte anderen als sich selbst zu überlassen. Auf den Punkt gebracht: Es mangelte ihr an Vertrauen und der Fähigkeit zu delegieren. Dabei war die Kunst des Verkaufsgesprächs eher eines ihrer weniger ausgeprägten Talente, wovon ich mich selbst bald überzeugen konnte.

Wie und wann es dazu kam? Wieder war es an einem Freitag, und diesen Tag werde ich aus anderen Gründen nie vergessen – er stand nämlich am Beginn jenes denkwürdigen Wochenendes, da Guido und ich das Haus seiner Eltern sturmfrei zur Verfügung hatten. Unser unvergleichlicher Freund Flamur war eingeladen, und dessen Entjungferung sollte das zentrale Ereignis des Samstagabends werden. Aber das habe ich ja alles schon an anderer Stelle erzählt.

Dass ich dann ausgerechnet an diesem Tag viel später als gedacht ins Wochenende entlassen werden sollte, hatte seinen Grund: Ich war gerade aus der Mittagspause zurückgekehrt, da wurde ich schon am Eingang von gleich zwei meiner Kolleginnen mit hektischen Gesten begrüßt und in Richtung Treppenhaus gescheucht.

„Unsere Dorheimer Wuchtbrumme hat schon vor einer halben Stunde angerufen, du sollst mal gleich zur *Volldoof* raufkommen!“

Tja, vor allem die Damen der Schöpfung untereinander waren bei uns im Vergeben von Spitznamen nicht zimperlich. Die nicht sehr schmeichelhafte Namensversion für unsere Chefin habe ich ja schon erwähnt, und mit der anderen Bezeichnung war die aus dem Ort Dorheim stammende Nadine gemeint. Zugegeben, sie war in der Tat nicht gerade zierlich gebaut und pflegte ihre Rundungen in gewissen Bereichen nicht selten durch entsprechende Garderobe auch noch zu betonen. *Wuchtbrumme* jedoch war nicht nur übertrieben, sondern schlichtweg falsch, zudem äußerst böse – und eigentlich nur damit zu erklären, dass man der Kollegin ihren bescheidenen beruflichen Aufstieg noch immer neidete.

Indem mein Eintreffen bereits telefonisch nach oben gemeldet wurde, gehorchte ich mechanisch und stieg mit hämmerndem Puls die Treppen in den dritten Stock hinauf. Entsprechend außer Atem betrat ich oben das Vorzimmer und wurde von Nadine sogleich ins Bild gesetzt. Die Situation war folgende:

Die Chefin war am Vormittag beim Augenarzt gewesen, der sie für irgendeine Routineuntersuchung *weitgetropft* und ihr zu ihrem Unmut für die nächsten Stunden das Autofahren untersagt hatte. Jetzt stand aber am Nachmittag ein Besichtigungstermin mit mehreren Kunden für ein Objekt im Taunus an, den sie auf jeden Fall selbst wahrnehmen wollte. Sie brauchte also schlichtweg jemanden, der sie fahren würde, und ich hatte natürlich das Pech gehabt, gerade außer Haus und somit am Ende der Ausredenkette übrig geblieben zu sein.

„Du kannst doch Auto fahren, oder?“, fragte Nadine mit kurzem Seitenblick auf meine Garderobe, während sie bereits die Taste auf der Sprechanlage drückte. „Herr Schrott wäre jetzt da!“, meldete sie knapp, ohne meine Antwort abzuwarten.

Ich war regelrecht überrumpelt. Sieht man einmal von Frau Vollendorfs offiziellem Dienstbeginn in unserer Firma ab, da sie planmäßig die große Runde gemacht und jeden Mitarbeiter mit Handschlag sowie einem verpflichtenden, durchdringenden Blick in die Augen begrüßt hatte

(bestimmt war ihr auch das auf irgendeinem Seminar beigebracht worden), sollte dies heute mein erster wirklich persönlicher Kontakt mit der neuen, gefürchteten Chefin sein. Um ehrlich zu sein: Natürlich ließ mich das ein wenig erschauern – in diesem Moment aber machte ich mir eher Sorgen, dass ich zu spät nach Hause kommen und es irgendwelche Verzögerungen im Hinblick auf unser heißes Männerwochenende geben könnte, denn natürlich hatte ich diesem den ganzen Tag über ungeduldig entgegengefiebert. Vielleicht ganz gut, dass ich auf diese Weise ein wenig abgelenkt war und die Nähe zur Chefin mich nicht so sehr aus der Bahn zu werfen vermochte, wie es ansonsten womöglich der Fall gewesen wäre.

Viel Zeit, mich aufzuregen, blieb mir ohnehin nicht, denn keine zehn Sekunden nach Nadines Ruf flog schwungvoll die Tür auf, und Frau Vollendorf erschien im Vorzimmer – rauschte vorüber, muss man eher sagen, denn sie hielt sich nicht lange damit auf, mich zu begrüßen. Einen leichten Mantel in der Armbeuge, die Handtasche über der einen, eine große Laptoptasche über der anderen Schulter durchmaß sie resoluten Schrittes den Raum, nickte mir dabei bedeutungsvoll zu und unterzog meinen anthrazitfarbenen Anzug einem kurzen, aber wohl genau prüfenden Blick. Exakt ließ sich das nicht erkennen, denn ihre heute so empfindlichen Augen waren durch eine große, tiefdunkle Brille geschützt; aber diese bloße Kopfbewegung war mir vertraut, und ein abschließendes, gnädiges Nicken schien ausdrücken zu wollen: *Na gut, so kann man Sie den Kunden wohl zumuten.*

Sie selbst trug eine jener Kombinationen, die so typisch waren für die Business-Frau von heute: dunkelblauer Nadelstreifen in Form eines gut sitzenden Blazers und eines nicht ganz knielangen Rocks. Als ich ihr zum Aufzug folgte (mehr als „Alles klar, dann kommen Sie mal gleich mit!“ hatte sie für mich nicht übrig gehabt), konnte ich ihre Rückseite kurz in Augenschein nehmen.

Das deutlich aufgehellte, im Naturzustand wahrscheinlich eher straßenkötterblonde Haar, welches sie im Geschäft meist hochgesteckt trug, ließ sie heute offen über den Kragen fallen. Wahrscheinlich war auch das wie alles an dieser Frau Kalkül, um gegenüber den Kunden weniger streng und

geschäftsmäßig daherzukommen – durchaus richtig gedacht, aber kaum ausreichend, denn sie wirkte durch ihre ganze Körpersprache (und nicht nur die, aber dazu komme ich später) noch immer hart genug.

Ihre energisch auftretenden, an die recht hochhackigen Schuhe offensichtlich gewöhnten Beine konnten sich sehen lassen: schlanke, aber keineswegs zerbrechlich wirkende Fesseln, darüber sportlich geformte Waden und ansehnliche Kniekehlen. Und soweit sich dies durch die hellen Strümpfe erkennen ließ, schien auch die Haut ohne jeden Makel. Der entschlossene, in der jetzigen Situation durch die gebotene Eile womöglich zusätzlich kraftgeladene Gang allerdings hemmte ihr an sich durchaus wohlproportioniertes Hinterteil etwas in seiner natürlichen Schwingungsneigung.

Mir wäre lieber gewesen, wir hätten die Treppe genommen. Eine Aufzugfahrt mit einer anderen Person hat ohnehin meist etwas peinlich Berührtes, diese eine mit Frau Vollendorf ist mir aber als doppelt unangenehm in Erinnerung. Schweigend stand ich direkt neben ihr und wusste nicht, wo ich hinsehen sollte, zusätzlich verunsichert durch ihre schwarzen Brillengläser. Ich konnte nur hoffen, dass ihr Sehvermögen tatsächlich getrübt war und sie meine Verlegenheit wenigstens optisch nicht allzu deutlich wahrnahm. Die Fahrt ins Erdgeschoss dauerte, Gott sei Dank, nicht lange, aber mir kam sie vor wie eine Ewigkeit. Noch heute steht mir die etwas zu süßliche Note von Frau Vollendorfs Parfum in der Nase, und ebenso genau erinnere ich mich noch daran, wie mein Blick, der schon sämtliche Winkel des kleinen Aufzugs abgegrast hatte, zwangsläufig irgendwann in den Ausschnitt ihres zwar zugeknöpften, aber doch recht großzügig ausgeschnittenen Blazers fiel und ich trotz aller Peinlichkeit bei mir dachte: Beachtliches Dekolleté! Jawohl, dieser Brustansatz war nicht von schlechten Eltern.

Wer mich kennt, wird sich wundern, dass ich erst jetzt darauf zu sprechen komme, wird überhaupt bislang eine genauere Beschreibung des Äußeren dieser innerhalb meines Berichts eigentlich zentralen Person vermisst haben. Aber da haben wir endlich den Beweis, dass es nur üble Nachrede ist, wenn man mir unterstellt, ich würde meine gesamte Umwelt

permanent durch die Brille meiner Triebhaftigkeit sehen und vor allem den weiblichen Wesen zuallererst auf den Busen starren!

Ich will ehrlich sein: Diese Unterstellungen sind ja durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Aber tatsächlich war ich bis zu diesem Tag gar nicht auf die Idee gekommen, Frau Vollendorfs Erscheinung einer, sagen wir, *triebgesteuerten* Betrachtung zu unterziehen. Das lag nur zum Teil daran, dass ich erst jetzt Gelegenheit dazu hatte (dass sie sich einmal in den unteren Stockwerken blicken ließ, kam selten vor, und auch dann hätte ich mich gehütet, sie allzu unverfroren abzumustern) – es hatte mich, offen gesagt, gar nicht danach verlangt.

Ihr Alter? Auch darüber hatte ich nicht nachgedacht. Bei den üblichen Tratschereien meiner Kolleginnen hatte ich am Rande zwar mitbekommen, dass sie die Vierzig wohl schon hinter sich gelassen hatte, was ja, zugegeben, für einen Grünschnabel wie mich irgendwie schon jenseits von Gut und Böse liegt. Dass ich darüber aber so gar keine Betrachtungen anstellte, lag schlichtweg in der Tatsache begründet, dass diese Frau für mich kein *Mensch* im eigentlichen Sinne war – sie war *die Chefin*, eine diffuse Macht, eine juristische Größe, physisch gesehen allenfalls ein Teil des Firmenmobiliars.

Im Nachhinein erschrecke ich beinahe über mich selbst. Ich, der ich mir doch so gerne zugutehalte, mehr als andere stets den Menschen hinter einer Fassade wahrnehmen zu wollen, hatte mich anscheinend so sehr vom allgemeinen Widerwillen gegen diese uns von oben vor die Nase gesetzte Person beeinflussen lassen, dass meine Sinne gegenüber einem letztendlich eben doch menschlichen Wesen völlig abgestumpft waren!

Meinen Grundsätzen im Hinblick auf eine konsequente Trennung von Beruflichem und Privatem kam dies wohl zugute, trotzdem erschreckte es mich. Allerdings noch nicht gleich. Es war keineswegs so, dass es in jener Minute im Fahrstuhl plötzlich Klick gemacht hätte und ich unserer Chefin fortan mit hängender Zunge hinterhergeschaut hätte. O nein, ganz und gar nicht.

So eingeschüchtert und verunsichert war ich, dass ich ganz automatisch der Beifahrtür zustrebte, als wir auf den Hinterhof traten und Frau Vollendorf

die Blinkleuchten ihrer dunkelbraunen M-Klasse aufblitzen ließ. Dabei war ja der Grund für meine Begleitung eben der, dass ich das Steuer übernehmen sollte – welches mir meine Chefin aber, das war deutlich zu spüren, wirklich nur ungern überließ.

Nachdem ich den so gar nicht ins Bild passenden Kindersitz auf der Rückbank allenfalls beiläufig registriert und mir meinen eigenen passend eingestellt hatte, ging es auch schon los, und ich weiß noch, wie mich beim Anlassen des Motors der Widerwillen gegen die zu erwartende Kommunikation übermannte.

Ich rechnete mit peinlich-bemühten, von unserem Arbeitsverhältnis zusätzlich belasteten Fragen nach dem Muster: „*Na, Herr Schrott, wie gefällt es Ihnen bei uns?*“ oder „*Wie kamen Sie zu unserer Firma?*“ – schrecklich! Aber wie sich schon bald zeigte, hatte ich mir wenigstens in dieser Hinsicht grundlos Sorgen gemacht: Kaum rollten wir auf der Straße dahin (die mondäne Kiste fuhr sich wie Butter), zückte die Vollendorf ihr beeindruckendes Telefon und führte die ganze Fahrt über ein Gespräch nach dem anderen. Alles rein geschäftlich, versteht sich. Und ganz offensichtlich war diese Frau auch *multi-task*-fähig. Nebenbei programmierte sie nämlich ganz selbstverständlich das Navi, wodurch für den Rest der Fahrt auch sämtliche Fragen geklärt waren, die ich an sie hätte richten können. Zuverlässig fand ich zum eingegebenen Ziel und hatte mich einigermaßen beruhigt, als ich den Wagen schließlich nach genauer Anweisung vor der Garage unterhalb eines festungsähnlichen Bungalows in Eppstein parkte.

Auch wenn Frau Vollendorf es beim Aussteigen ablehnte, mich ihre Tasche tragen zu lassen, kam ich mir doch vor wie ein hinter ihr her trotter Lakai. Insofern musste ich mich wohl geradezu geehrt fühlen, dass ich nach Betreten der Villa kurz eine wenigstens oberflächliche Information über das betreffende Objekt bekam.

Das in den Sechzigern erbaute, damals gewiss mondäne Anwesen war eines unserer Sorgenkinder. Seine wunderschöne Hanglage, großzügig geschnittene Wohnräume mitsamt offenem Kamin und dem Zeitstil entsprechenden Natursteinmauern vermochten sicher zu gefallen, aber in

vielerlei Hinsicht wurde es eben doch heutigen Erwartungen nicht mehr gerecht. Und das eigentliche Problem war, dass der Noch-Besitzer einfach überzogene Preisvorstellungen hatte und über diesen Punkt offensichtlich überhaupt nicht mit sich reden ließ, sodass wir die vermaledeite Bude nun schon seit Monaten an der Backe hatten. Die Chefin drückte sich bei ihren Erläuterungen natürlich wesentlich professioneller aus, aber es war deutlich herauszuhören, dass sie zunehmend genervt war. Woche für Woche fuhr sie her und führte mehr oder weniger interessierte Leute durch die bereits komplett leergefegten Räume. Am Ende schüttelten diese allesamt ungläubig den Kopf und winkten ab, wenn sie den Preis hörten.

Heute also sollte ich gleich dreimal Zeuge dieses entmutigenden Rituals werden. Allerdings stand für mich schnell fest, dass meine Chefin auch keineswegs genug unternahm, um irgendwann doch noch zum Ziel zu kommen. Sicher war es schwer, potentiellen Käufern nach so vielen Pleiten dieses Haus noch mit dem gebotenen, zuversichtlichem Elan anzupreisen. Aber meine anfängliche Vermutung wurde, je länger ich den Gesprächen beiwohnte, zur Gewissheit: Die Vollendorf hatte es einfach nicht drauf.

In den Schulungen und Seminaren, von denen diese ehrgeizige Geschäftsfrau gewiss etliche besucht hat, lässt sich sicher Vieles, aber eben doch nicht alles lernen. Wer es nicht schafft, einen Draht zu den jeweils unterschiedlichen Menschen zu entwickeln und sich auf diese einzustellen, wird in Berufen, in denen es darum geht, jemandem etwas zu verkaufen, nie wirklich erfolgreich sein. Dabei war es, wie ich es empfand, gerade das typische Maklergeschwätz, was sie so unaufrichtig und auf abschreckende Weise routiniert wirken ließ.

Wenn sie die Interessenten mit ihrem aufgesetzten, wie eingefrorenen Lächeln durch die Räume führte, sagte sie immer dasselbe Sprüchlein auf, ohne ihr Vokabular auch nur grob den verschiedenen Typen anzupassen. Zum Beispiel mochte es einem Maklerkollegen oder Spekulanten gegenüber durchaus in Ordnung sein, ständig nur von dem *Objekt* zu reden; bei einer jungen Familie mitsamt verwitweter Oma und lärmend durch die Räume tollenden Kindern dagegen konnte eher der Begriff *Haus* oder gar *Häuschen*